



Tomás Maldonado

Politecnico di Milano

Geboren 1922 in Buenos Aires, ist Tomás Maldonado heute Professor Emeritus für Umweltplanung am Politecnico in Mailand. Er studierte an der Academia Nacional de Bellas Artes in Buenos Aires. 1954 bis 1967 war er Dozent an der Hochschule für Gestaltung (HfG) Ulm, 1955-1956 Prorektor, bis 1960 Rektor der HfG. 1965: Lethaby Lecturer am Royal College of Arts, London. 1966 wurde er zum Fellow des Council of Humanities an der University Princeton (USA) ernannt, von 1968 bis 1970 lehrte er an der School of Architecture dieser Universität. Die So-

ciety of Industrial Artists and Designers (GB) verlieh ihm 1968 die „Design Medal“. Er war von 1967 bis 1969 Vorsitzender des Präsidiums des International Council of Societies of Industrial Design (ICSID). Von 1971 bis 1983 lehrte er zusätzlich an der Universität von Bologna. 1976 bis 1981 war er der Herausgeber der Zeitschrift Casabella in Mailand. 1979 Research Fellow an der Graduate School of Design der Harvard University. Ausgewählte Schriften erschienen 2007 unter dem Titel „Digitale Welt und Gestaltung“ in Zürich.

IST DAS BAUHAUS AKTUELL?

Festrede zum 90. Gründungsjubiläum des Bauhauses

Herr Rektor der Bauhaus-Universität Weimar,
sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde!

Der Titel, der mir für diesen Vortrag vorgeschlagen wurde – Ist das Bauhaus aktuell? – nimmt genau den Titel eines Artikels auf, den ich 1964 in der Zeitschrift der HfG Ulm veröffentlicht habe. Ich nehme an, dass diese Entscheidung implizit eine an mich gerichtete Aufforderung enthält, heute auf die gleiche Frage eine Antwort zu finden, die ich mir seinerzeit gestellt habe und auf die ich zu antworten versuchte.

Ich schließe allerdings nicht aus, dass die eigentliche Absicht erheblich höher zielt: nämlich mich aufzufordern, anlässlich des 90. Gründungsjubiläums des Bauhauses eine Art von Bilanz der erheblichen, in der Zwischenzeit seit den 1960er-Jahren eingetretenen Veränderungen zu ziehen, die der historischen Einschätzung dieser Institution widerfahren sind. Kurz, eine Geschichte der Geschichte – oder besser der Geschichten – des Bauhauses.

Wenn dem so wäre, muss ich von vornherein bekennen, dass ich mich nicht in der Lage sehe, diesem Anspruch gerecht zu werden. Zwar bin ich ein aufmerksamer Beobachter der Entwicklungen des Bauhauses und seiner zahlreichen und gegenläufigen Interpretationen, zu denen es Anlass gegeben hat, doch nicht bis zu dem Punkt, dass ich mich als Historiker dieser Institution betrachten kann.

Doch muss ich gestehen, dass ich einmal aufgrund eines lebhaften Briefwechsels mit Walter Gropius über einige der von mir im besagten Artikel vertretenen Thesen gegen meinen Willen in eine, wenn man will, „technische“ Kontroverse über die Geschichte des Bauhauses involviert gewesen bin.

Wohl aber trifft es zu, dass ich mir in diesen Thesen nicht zum Ziel gesetzt hatte, einschneidende geschichtliche Urteile zu fällen und gleichsam definitiv darüber zu befinden, was nach meiner Ansicht das Bauhaus gewesen ist (oder nicht gewesen ist). Nichts lag mir ferner.

Mir ging es um etwas Anderes: Ich hatte mir vorgenommen, mittels einer kritischen Reflexion der Bauhaus-tradition jene Aspekte herauszuschälen, die aus der Sicht der HfG Ulm, und nur aus dieser Sicht, es verdienten, als aktuell oder inaktuell beurteilt zu werden. Was mir vorschwebte, war weniger die Geschichte des Bauhauses an und für sich als vielmehr die Notwendigkeit, die Elemente der Kontinuität und Diskontinuität des „Ulmer Experiments“ im Vergleich zur Bauhausgeschichte zu erfassen.

Freilich, ein derartiges, nach meiner Ansicht gerechtfertigtes Unternehmen barg anfangs nicht wenige methodische Schwierigkeiten. Es sei daran erinnert, dass gerade zu jener Zeit einige Historiker sich der lobenswerten Aufgabe angenommen hatten, die bis dahin als offiziell geltende Geschichte des Bauhauses zu hinterfragen. An die Stelle des Bauhaus-Mythos trat allmählich die Bauhaus-Wirklichkeit. Das neue, sich langsam ergebende Bild war reicher als das vorangegangene Bild. Man entdeckt mit einem Mal ein anderes Bauhaus, eine vitale, ungemein reichhaltige Institution, in der eine Gruppe von außergewöhnlichen Persönlichkeiten neue, nicht immer einmütig geteilte Wege im Bereich der Ausbildung und der Gestaltung auskundschafteten. Also nicht mehr das Bauhaus als ein asketischer „Tempel des Rationalismus“, sondern als ein Ort, in dem der Rationalismus (sowie ein gelegentliches Ausscheren in einen Formalismus) intensiv, bisweilen mit dramatischer Zuspitzung gelebt wurde. Nicht mehr ein Bauhaus, das in seiner gesamten Entwicklung einer Einheitsvision unterworfen war, sondern ein Bauhaus, in dem verschiedene und gegenläufige Visionen vertreten wurden.

Wenn die Antwort auf die Frage „Ist das Bauhaus aktuell?“ schon zu jener Zeit schwierig war, als noch der praktisch unbestrittene Bauhaus-Mythos herrschte, scheint heute die Antwort noch problematischer. Warum? Weil das wirkliche Bauhaus – das uns von einigen abwegigen Idealisierungen der Vergangenheit befreit – die heute unüberbrückbare geschichtliche Kluft zutage treten lässt, die uns von jener einmaligen innovativen Erfahrung trennt.

Persönlich bin ich mehr und mehr überzeugt, dass der Moment gekommen ist, ohne Nostalgie und ohne vorgetäushtes Bedauern die Tatsache anzuerkennen,

Was mich heute mit dem Bauhaus verbindet, sind die großen Lehren, die uns die Protagonisten des Bauhauses als Erbe hinterlassen haben. Also der unwiderrufliche Wille, mit allen Mitteln gesellschaftlich und kulturell innovative Antworten auf die Anforderungen der geschichtlichen Epoche zu suchen, in der zu leben uns beschieden ist.

dass das Bauhaus als institutionelles Modell seine Aktualität eingebüßt hat, und das aus dem einfachen Grunde, weil es sich nicht mehr eignet, Antworten auf die drängenden und alarmierenden Anforderungen unserer Zeit zu liefern.

Indessen, gerade im Gefolge des Eingeständnisses, dass das Bauhaus nicht mehr aktuell ist, stellt sich nahezu zwangsläufig die Frage: Wenn dem wirklich so ist, wie ich glaube, warum bildet das Bauhaus dann immer noch Gegenstand eines diffusen Interesses, und weiter, warum treffen wir uns heute, um das neunzigste Gründungsjubiläum hier in Weimar zu feiern, wo alles begonnen hat?

Jeder wird seine eigene Antwort auf diese Frage haben. Meine Antwort fällt klar aus: Was mich heute mit dem Bauhaus verbindet, sind weniger die Tausende kleiner und großer Dinge, die durchweg Anerkennung und Wertschätzung genießen, als vielmehr die großen Lehren, die uns die Protagonisten des Bauhauses, eben die Bauhäusler, als Erbe hinterlassen haben. Also der unwiderrufliche Wille, mit allen Mitteln gesellschaftlich und kulturell innovative Antworten auf die Anforderungen der geschichtlichen Epoche zu suchen, in der zu leben uns beschieden ist.

Aus diesem Grunde und im Sinne dieser Erbschaft habe ich mich entschieden, hier nicht zum zehnten Mal beim Bauhaus und seiner zerklüfteten Geschichte zu verweilen – einer Geschichte, über die alles oder quasi alles bereits gesagt ist –, sondern einige der dramatischen Kernprobleme zu untersuchen, mit denen wir uns heute unausweichlich auseinandersetzen müssen. Ich meine die tiefe Krise, die in diesen Tagen mit voller Wucht die materiellen Grundlagen unserer Gesellschaft getroffen hat, eine gleichzeitige Wirtschafts-, Gesellschafts- und Umweltkrise.

Wenngleich die Auswege derzeit alles andere als vorhersehbar sind, so scheint zumindest ein Sachverhalt klar zu sein: Aus dieser Krise gerät man nicht ohne eine wesentliche Redefinition der gegenwärtigen materiellen Ausstattung unserer Gesellschaft. Auch nicht, ohne den Lebensstil infrage zu stellen, dessen Ursache und Wirkung eben mit dieser Ausstattung verknüpft ist.

Diese Herausforderung betrifft besonders und nicht nur am Rande genau jene, die bislang eine prägende Rolle für die formalen und funktionellen Entscheidun-

**Es wäre imprakti-
kabel und geradezu
kontraproduktiv
zu versuchen, die
heutige Krise mit
Maßnahmen der
Vergangenheit
in den Griff zu
bekommen. Das
Jahr 2009 ist eben
nicht das Jahr 1929.**

gen hinsichtlich der gebauten Umwelt und der Gebrauchsgegenstände gespielt haben – ich denke dabei in erster Linie an Architekten und Designer.

Ihnen kommt in der gegenwärtigen Lage die schwierige Aufgabe zu, die alten Entscheidungen mit anderen, für die gegenwärtig sich zeigenden Auflagen besser geeigneten Entscheidungen zu ersetzen. Ich glaube, dass wir die abwegige Vorstellung aufgeben müssen, dass die materielle Ausstattung unserer Gesellschaft, so wie wir sie bis heute kennen, unbeschädigt aus einer Krise derartigen Ausmaßes hervorgehen kann. Man muss zugeben, dass die gegenwärtige Krise nicht eine „Krise wie andere Krisen“ ist. Sie markiert einen kritischen Punkt in der Geschichte des Kapitalismus. Das neoliberale Modell, das bis vor Kurzem als gleichsam Universalheilmittel betrachtet wurde, ist sensationell gescheitert.

Diese Einschätzung – dessen bin ich mir bewusst – wird nicht von jedermann geteilt. In der Regel zieht man vor, das Geschehen zu relativisieren. Man versichert mit Argumenten, die eher einem *wishfull thinking* als der Wirklichkeit der Tatsachen entsprechen, dass es sich schlussendlich um eine der periodischen Krisen handelt, die regelmäßig aufgetreten sind (und die weiterhin auftreten), wie es für eine Marktwirtschaft typisch ist.

Man behauptet, dass es sich im Grunde um eine Konjunkturkrise handelt, weniger tiefgreifend als die Weltwirtschaftskrise von 1929. Und um uns zu beruhigen, fügt man – meiner Ansicht nach unbedacht – hinzu: „Nach zwei Jahren wird alles wieder sein wie gehabt.“ Diese Behauptung ist keineswegs beruhigend, denn sie lässt vermuten, dass sich in Zukunft die heutige bedrohliche Lage wiederholen könnte. Ohne dabei auszuschließen, dass ihre Auswirkungen jedesmal verheerender sein können.

Eine durchaus wahrscheinliche Aussicht – so fürchte ich –, vor allem, wenn man sich die Komplexität (und somit Unkontrollierbarkeit) des Kapitalismus in seiner heutigen Phase der furiosen Globalisierung vergegenwärtigt.

Wie dem auch sei, es scheint mir aufschlussreich, an diesem Punkt die Antikrisen-Maßnahmen von 1929 mit jenen zu vergleichen, die man heute unter wahrlich verschiedenen Umständen anwenden könnte. Ich möchte daran erin-

nen, dass 1929 eine Maßnahme, zumindest in einem Produktionssektor, relativen Erfolg zeitigte.

Ich meine den Sektor der Automobilindustrie in den USA. In diesem Fall handelte es sich um eine radikale Veränderung in der Produktionsweise, in den Entwurfsverfahren und im Vertriebssystem von Automobilen. Man kehrte der fordistischen Firmenpolitik (wenige Modelle mit langer Lebensdauer) den Rücken und ging zur Styling-Politik über (viele Modelle mit kurzer Lebensdauer).

Diese Strategie hat in jenem Augenblick zweifelsohne dazu beigetragen, einen erschöpften Markt zu reaktivieren; sie kann aber nicht zu einem heute erforderlichen Strategietyp zur Überwindung der Krise zählen. Man darf nicht vergessen, dass die gegenwärtige Krise einige Besonderheiten aufweist, die ihr aus verschiedenen Gründen einen Ausnahmecharakter verleihen. Es wäre impraktikabel und geradezu kontraproduktiv zu versuchen, die heutige Krise mit Maßnahmen der Vergangenheit in den Griff zu bekommen. Das Jahr 2009, sei die Krise weniger tief oder nicht, ist eben nicht das Jahr 1929.

Im Unterschied zu früher sind wir heute gezwungen, eine grundlegende Neuigkeit zu berücksichtigen: die stetige Verschärfung des Umweltnotstands auf planetarischer Ebene. Jahrelang ist diese Frage negiert, verheimlicht oder relativiert worden, eine Frage – wie man sagte – künstlich aufgebauscht von den Grünen und ultrakonservativen Naturschützern. Doch heute wird ihr Zentralcharakter auf der ganzen Welt anerkannt.

In der Tat ist die Umweltfrage zum Kreuzweg, zum unvermeidlichen Durchgangspunkt für einen großen Teil der Probleme geworden, die eine Antikrisenstrategie angehen muss. Dies zeigt sich allerorten. Man stößt auf sie bei der Notwendigkeit, die Vielzahl der verheerenden geopolitischen Konflikte zu überwinden, die mit dem Versiegen der nichterneuerbaren Energiequellen verknüpft sind und somit auch die innovativen Anstrengungen zur Entwicklung und größeren Verfügbarkeit erneuerbarer Energiequellen betreffen. Doch das ist nicht alles. Diese Frage zeigt sich auch unmissverständlich in der Forderung nach einem systematischen Eingriff mit einem Redesign des Produktparks unserer Gesellschaft, und zwar in Funktion der Energieeinsparung und größeren Nachhaltigkeit. So betrachtet wird die Antikrisen-Strategie gleichzeitig ein kritischer Diskurs über den maßlosen Konsumismus und den Lebensstil, dessen Ausdruck er ist.

Doch jedesmal, wenn man die Frage des Konsumismus stellt, wenn man von der Notwendigkeit spricht, den Konsum zu bremsen, läuft man Gefahr, verdächtigt – und oftmals explizit beschuldigt – zu werden, eine Sparpolitik moralischen Zuschnitts auferlegen zu wollen. Bei anderen Gelegenheiten dagegen wird solchen Mahnungen das vermeintliche Fehlen von Realismus (wenn nicht gar

schlichte Hypokrisie) entgeggehalten, was in nicht völlig von der Hand zu weisen ist.

Es dürfte klar sein, dass auf der einen Seite der Vorschlag der Austerität bei den wohlhabenden Klassen und reichen Ländern auf wenig Gegenliebe stößt, insofern sie nicht geneigt sind, die Privilegien ihres Lebensstils einzuschränken, und auf der anderen Seite eine sarkastische Ablehnung seitens jener erfährt, die im Elend leben, das heißt in sozusagen „chronischer Austerität“.

Doch die Lage wird noch komplizierter, wenn man, ausgehend von der Forderung nach Konsumminderung im Interesse der Gegenwart und der Zukunft der Umwelt, noch weiter geht und im Namen dieses Interesses ein viel anspruchsvolleres Programm formuliert: nämlich unsere Gesellschaft nicht nur zu zwingen, einige Aspekte ihres heutigen Lebensstils zu ändern, sondern die Gesamtheit seiner Ausprägungen und Voraussetzungen einer Revision zu unterziehen.

Wie bekannt wird ein derartig anspruchsvolles Vorhaben von Vertretern des New Age und deren Entourage gehätschelt, das wegen seiner plakativ utopischen Implikationen den Diskurs unmittelbarer Plausibilität – und mehr noch Wünschbarkeit – übersteigt. Seit je haben die Historiker – nicht notwendig konservativ – uns gelehrt, niemals die Trägheit der Lebensstile zu unterschätzen.

Trotz ihrer Legitimität im Idealfall und ihrer gelegentlichen Faszination glaube ich nicht, dass ihre Visionen radikaler Alternativen zur Gegenwart heutzutage als nutzbringend und nachhaltig beibehalten werden können. Damit ist nicht gesagt, dass andere allgemeine Betrachtungen ganz anderen Zuschnitts, scheinbar realistischer, sich als hinreichend erweisen können. Zum Beispiel reicht es nicht mit den mehr oder minder fantasievollen Rezepten jener, die bis gestern als treue Gefolgsleute einer frisch und fröhlichen „De-regulierung“ fungierten und die sich nun als Förderer einer eisernen „Re-regulierung“ entpuppen. Auch nicht die Moralpredigten jener, die auf den Spuren des „Katechismus für Industrielle“ von Saint Simon aus dem 19. Jahrhundert nun vorschlagen, den Kapitalismus zu moralisieren, und gleichsam einen „Katechismus für Banker“ empfehlen. Vielmehr bin ich von der Notwendigkeit überzeugt, einen anderen Weg einschlagen zu müssen, also sich auf die Ebene der uns beschäftigenden Probleme zu begeben und aus der Nähe (und das kritisch) die Welt der materiellen und immateriellen Produktion zu betrachten. Und sich dabei zu fragen, welche der unter der Unzahl an Produkten, die sich heute auf dem Markt befinden, am stärksten, sei es direkt oder indirekt, zur gegenwärtigen konvulsiven Krise beigetragen haben. Es dürfte nicht der mindeste Zweifel daran bestehen, dass unter all diesen Kandidaten der erste Platz dem Automobil zusteht.

Die Krise von 1929 war eine Krise der Banken, aber auch eine Krise der Automobilindustrie. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Krise von 2009 nicht we-

sentlich von der vorangegangenen. Das sollte nicht zu Verwunderung Anlass geben, denn die Bank bleibt die Königsinstitution des Kapitalismus, so wie das Auto die Königsware des Kapitalismus bleibt. Wenn auch die Akteure hohe Ähnlichkeit aufweisen, so ist das Szenarium, wie schon erwähnt, nicht mehr das gleiche.

Heute wie früher befindet sich das Auto auf der Anklagebank, doch aus teilweise entgegengesetzten Gründen. Früher richtete sich die Anklage gegen das Automobilprodukt in der Form, wie es von Henry Ford konzipiert und realisiert wurde, insofern es als nicht mehr geeignet für die Anforderungen der Dynamik und Flexibilität einer Marktwirtschaft eingestuft wurde. Heute richtet sich die Anklage umgekehrt gegen das Automobilprodukt, wie es in den 1930er-Jahren unter der Ägide von Alfred S. Sloan, seinerzeit Präsident von General Motors, entstanden ist und das bis heute als Leitbild der Automobilindustrie in den USA, und nicht nur dort, fungiert.

Um das Ausmaß dessen zu verstehen, was in diesem Industriesektor vor sich geht, mag es genügen, die jüngsten programmatischen Erklärungen des Präsidenten Obama (und seiner Ratgeber) über die Rettungsmaßnahmen für die Autoindustrie in seinem Land anzuhören: der technologischen Innovation hinsichtlich Umweltverträglichkeit Vorrang zu geben, die Modellvielfalt zu vermeiden, die Formen der künstlichen Obsoleszenz zu drosseln, die Fertigung auf kompakte und wirtschaftlich erschwingliche Autos auszurichten. Viele sehen in diesem Rettungsprogramm der Automobilindustrie eine Revanche von Ford. Das ist eine übertriebene Vereinfachung, aber wenn man nachdenkt, ist sie nicht weit von der Wirklichkeit entfernt.

Hier stellt sich eine Frage: Lässt sich die heute im Automobilssektor zu beobachtende Tendenz zur Begünstigung eines Redesigns auch in anderen Industriebereichen feststellen? Genau betrachtet gibt es Industriesektoren, in denen sich diese Tendenz nur schwach bemerkbar macht.

Ich beziehe mich auf jene Industriebranchen, die der technischen und funktionalen Natur der Produkte selbst treu geblieben sind, wie zum Beispiel Konsumelektronik, Werkzeugmaschinen, Haushaltsgeräte, elektromedizinische Geräte, Produkte für den öffentlichen Verkehr, wissenschaftliche Laborinstrumente, Büroeinrichtungen usw. Also im Klartext: alle jene Branchen, in denen die technische Dienstleistung Vorrang genießt.

Ein wenig anders sieht es im Bereich des Wohnbedarfs aus – Möbel, Lampen, Einrichtungsgegenstände –, für die in den letzten Jahrzehnten das sogenannte *post-modern design* richtungsangehend war. Meiner Meinung nach wäre vor allem in diesem Bereich eine größere Dosis an formaler Strenge und eine größere Aufmerksamkeit für die funktionellen Auflagen empfehlenswert.

Ich verkenne nicht, dass dieses Thema, hauptsächlich in Italien, im Zentrum hitziger Kontroversen gestanden hat, in die ich in einigen Fällen, ohne sonderliche Begeisterung, hineingezogen wurde. Und zwar Kontroversen, die in der Regel in mehr als reduktionistischen Termini präsentiert wurden, wie ein Aufeinanderprallen zwischen den Vertretern des „kalten“ (cold) Designs und des „warmen“ (hot) Designs.

Kurz gefasst: Zwischen denen, die – wie es heißt – den alten, finsternen Rationalismus bauhäuslicher Provenienz, oder schlimmer noch Ulmer Provenienz verteidigen und jenen, die für die Werte einer neuen ästhetischen Kreativität in der Welt der Produkte eintreten.

Es handelt sich im Grunde um Kontroversen mit einer langen und verwickelten Geschichte. Ihre Wurzeln reichen, wie Sie wissen, weit bis 1914 zurück, als in einer historischen Sitzung des Werkbunds sich die zwei damals unvereinbaren Positionen gegenüber der Frage profilierten, welche Form die Industrieprodukte annehmen und nicht annehmen sollten. Unter den Antagonisten befand sich einerseits Henry van de Velde, der sich für die Notwendigkeit aussprach, die ornamental-dekorative Tradition der angewandten Kunst fortzusetzen (aber zu erneuern), und andererseits Hermann Muthesius, der sich frontal gegen diese Tradition wandte mit dem Ziel, eher neue, der aufkommenden Industriekultur entsprechende Formen zu entwickeln.

Es liegt auf der Hand, dass diese beiden Positionen von 1914 bis heute einige Änderungen erfahren haben. Sie mussten sich notgedrungen den unwiderstehlichen, sich überstürzenden Veränderungen im Bereich der Produktion und Kommunikation stellen. Diese Veränderungen betreffen die Technologie, den Vertrieb und den Konsum, aber auch als Folge die formalen und funktionellen Aspekte der Produkte. Wenngleich diese beiden Positionen auch heute noch als zwei unterschiedliche Auffassungen im Bereich der Produktgestaltung auftreten, haben sie ihren ursprünglichen Hegemonieanspruch verloren, was sicherlich eine begrüßenswerte Neuigkeit darstellt.

Zu Zeiten des Werkbunds wurden die beiden Positionen nicht als eine freie Wahl präsentiert, als zwei mögliche (und gleicherweise legitime) Ansätze, sondern als ein Existenzdilemma, als ein Entweder-Oder, als eine klare Dichotomie von Alternativen. Heute stellt sich das Problem nicht genau in diesen Termini.

Nach den bereits erwähnten Kontroversen hat man sich gleichsam auf ein schweigendes Übereinkommen eines Zusammenlebens und einer (quasi) gegenseitigen Legitimation geeinigt.

Mag es einem nun zusagen oder nicht, ist es eine Tatsache, dass auf dem heutigen Markt der Gegenstände die Käufer sowohl die Nippesfigur mit Reminiszen-

Die Architekten, die in den Medien als Stararchitekten gefeiert werden, widmen sich nahezu ausschließlich dem Entwurf von Monumentalbauten. Diese Architektur offenbart sich als einer der höchste Besorgnis erregenden Aspekte der heutigen Krise.

zen des Art Deco als auch die japanische Fotokamera mit „Ulmer“ Reminiszenzen finden können.

Wohl hat es nicht an Vermittlungsversuchen gefehlt: Man hat zum Beispiel versucht, ornamentale Motive auf Automobilkarosserien, Computern, Fotoapparaten, Küchengeräten bis hin zu einigen Werkzeugmaschinen zu applizieren. Dabei war es das erklärte Ziel, diese Produkte „menschlicher“, weniger „kalt“ wiederzugeben. Diesen Bestrebungen war kein Erfolg beschieden.

Der Grund dafür liegt auf der Hand: Bei einem Gegenstand, von dem man einer hohe Serviceleistung erwartet, bleibt der formale, vom Nutzer bevorzugte Aspekt überwiegend an die Vorstellung von Präzision und Effizienz geknüpft. Und von diesem Standpunkt aus wird das Anbringen dekorativer Elemente nur als Störfaktor beurteilt. Vielleicht liegt es im Fall des Handys ein wenig anders. In der letzten Zeit kann man in der Tat die Tendenz feststellen, dem Handy über seine spezifische Funktion hinaus eine Luxusfunktion zuzuschreiben. Also das Handy als Schmuckstück. Ein Beispiel: das Handy mit Diamanten und Saphirsteinen verziert. Doch handelt es sich um ein recht eingeschränktes Phänomen.

Ein Überblick über die möglichen Auswirkungen der gegenwärtigen Krise kann nicht die Fragen hinsichtlich der Gegenwart und Zukunft der gebauten Umwelt ausklammern. Die derzeit berühmtesten Architekten, die in den Medien als Stararchitekten gefeiert werden, widmen sich nahezu ausschließlich dem Entwurf von Monumentalbauten. In der Regel handelt es sich um Bautypen, die in erster Linie öffentliche Funktionen erfüllen: Bürogebäude, Luxushotels, Banken, Theater, Stadien, Kirchen und Regierungspaläste. Bei nicht wenigen dieser Gebäude handelt es sich um Wolkenkratzer. Vor allem von Shanghai bis Dubai, von London bis Mailand ist die Leidenschaft für Wolkenkratzer ausgebrochen. Sie nimmt riesige Ausmaße an. Wegen der erforderlichen finanziellen und materiellen Investitionen, wegen ihrer impliziten Tendenz, sich jeder Kontrolle der Umweltplanung und Umweltauswirkung zu entziehen, offenbart sich die Architektur – oder zumindest diese Architektur – als einer der höchste Besorgnis erregenden Aspekte der heutigen Krise.

**Das Ergebnis liegt vor
aller Augen: gigantische
Skulpturen, die nicht nur
die Gesetze der Schwerkraft herausfordern,
sondern die auch den
Stadtbewohnern mit
unerhörter Arroganz
ästhetisch nicht akzeptable
Entscheidungen
aufnötigen.**

Um Missverständnisse zu vermeiden, betone ich, dass es mir nicht um Wolkenkratzer als einen besonderen Bautyp geht. Es scheint mir indessen auf der Hand zu liegen, dass ihre Existenz oder Legitimation infrage zu stellen darauf hinausläuft, sich außerhalb der zeitgenössischen Wirklichkeit zu bewegen. Das schließt aber nicht aus, dass sich, vom Standpunkt des Umwelteinflusses auf die Stadt betrachtet, unausweichlich tiefe Ratlosigkeit einstellt. Unter „Einfluss auf die Umwelt“ verstehe ich nicht allein den physischen Einfluss, sondern auch den visuellen Einfluss – ein oftmals unterbewerteter Aspekt. In den vergangenen fünfzehn Jahren hat der Computer nahezu unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet, um mit dreidimensionalen Formen zu experimentieren, vor allem im Bereich der geometrischen (und topologischen) kontinuierlichen Transformationen. Die Architekten der Wolkenkratzer, berauscht und hungerig von dem neuen zugestandenen Freiheitsgrad, haben einen alles anderen als sparsamen Gebrauch davon gemacht. Das Ergebnis liegt vor aller Augen: gigantische Skulpturen, die nicht nur die Gesetze der Schwerkraft herausfordern, sondern die auch den Stadtbewohnern mit unerhörter Arroganz ästhetisch nicht akzeptable Entscheidungen aufnötigen.

Am Ende meines Vortrags angelangt, erlauben Sie eine abschließende Überlegung. Mir scheint, dass keine Zweifel mehr bestehen dürften – zumindest keine vernünftigen Zweifel –, dass wir in eine Zone heftiger sozialer, wirtschaftlicher und politischer Turbulenzen eintreten. Gleichzeitig aber neige ich zu der Annahme, dass wir letztlich in der Lage sein werden, unseren Nachkommen eine weniger feindliche, düstere und unsichere Welt zu belassen, als sie es heute ist. Das allerdings nur unter der Voraussetzung, dass wir eine gehörige Dosis an kritischem, kompromisslosem Engagement in politischen, sozialen und Umweltfragen aufbringen. Und mehr noch, dass wir uns unermüdlich im Bereich technisch-wissenschaftlicher und kultureller Innovation einsetzen.

Diese Haltung der Hoffnung scheint mir der Tradition des Bauhauses die Treue zu halten.

Danke